



Verantwortl. Redakteur: Anton Stegle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 5, 20-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn euer Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ — „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein.“ — „Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Rakkal wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein.“ — „Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest, und dich dajelbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe allda vor dem Altare, und geh zuvor hin, und verfühne dich mit deinem Bruder, und dann komme, und opfere deine Gabe.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

III.

Die Art und Weise, wie die Pharisäer und Schriftgelehrten zur Zeit Jesu die Gerechtigkeit (die Tugend) übten, wird vom Herrn als nicht genügend bezeichnet. Weil der große Haufe ihre „Gerechtigkeit“ für echt hielt, ja, mit Bewunderung für sie erfüllt war, so mußte der Heiland die Seinigen vor ihrer rabulistischen Auslegung des göttlichen Gesetzes nachdrücklich warnen.

Wir haben indeß in einem früheren Jahrgange bereits eine Erklärung des obigen Evangeliumsabschnittes gebracht — deshalb dürfen wir wohl unsere abgebrochene Betrachtung über das hl. Altarsjakrament sofort wieder aufnehmen.

Wir wissen aus der hl. Schrift, lieber Leser, wie der Herr einst im Alten Bunde sichtbar gegenwärtig im Allerheiligsten des jüdischen Tempels wohnte. Die Herrlichkeit des Herrn, den die Himmel nicht zu fassen vermögen, erschien hier unter dem Symbole der Wolke, die über der Bundeslade ruhte. Darum hing das jüdische Volk mit Herz und Seele an diesem seinem Rationalheiligtum: hier fand es seinen Gott; vor dieser heiligen Stätte und zu ihr gewendet brachte der Betende seinen Dank, Preis und Bitte dem Herrn dar. Darum jauchzte Israel mit den Worten des königlichen Psalmisten seinem Gott entgegen: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, o Gott! Es jehut sich und schwachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Tempels; wann darf ich kommen, wann vor ihm erscheinen?“ — „Mein Herz und mein Fleisch frohlocken zum lebendigen Gott! Glückselig, die in Deinem Hause wohnen, o Herr, in alle Ewigkeit preisen sie Dich; besser ist Ein Tag in Deinen Vorhöfen, als Tausende; lieber will ich verachtet sein im Hause meines Gottes, als in den Zelten der Sünder

wohnen!“ Dieser Jubel der Seele vor Gottes Angesicht, lieber Leser, und wieder ihr Schmerz, wenn sie fern weilt von Ihm und Seinem Heiligtum, bilden den Grundton der herrlichen Psalmengesänge. Darum weinte Israel, als es, in der Verbannung, an den Flüssen Babels saß, weil es wohnte ohne Heiligtum und ohne Altar. Darum verkündet der Prophet Haggäus die Verheißung: „Nur noch kurze Zeit, und Ich werde bewegen Himmel und Erde, Land und Meer, und Ich werde bewegen alle Völker, und Ich werde dieses Haus (den neuen Tempel) mit Herrlichkeit erfüllen. Und größer wird sein die Herrlichkeit dieses zweiten Hauses, als die Herrlichkeit des ersten war, und Ich will Frieden setzen an diesen Ort, so spricht der Herr der Heerschaaren.“

Und siehe! es erschien „die Herrlichkeit Gottes“ in jenem zweiten Tempel, der nach der Rückkehr aus Babylon erbaut wurde; denn, ganz entsprechend der Weissagung des Alten Bundes, verkündet uns der hl. Evangelist Johannes: „Wir haben Seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit!“ Er kam vom Himmel herab, Seine Herrlichkeit verhüllend mit unserer menschlichen Natur — und der Mensch durfte seinen Gott sehen, hören, mit seinen Händen berühren (1. Joh. 1).

Der Vorhang des Tempels zerriß: nicht mehr geschieden vom Volke — nein, mitten unter Seinem Volke ist Gott gewandelt. Die Erde ist ein Heiligtum geworden und Bethlehem das Allerheiligste! Und segnend ist Er gewandelt durch die Fluren Palästinas, und Seine Rede fiel wie befruchtender Thau in die Herzen der Menschekinder, für die Er Sein Herzblut bis zum letzten Tropfen vergoß. Da ward die Erde in Wahrheit „Gottes Wohnung unter den Menschen“, der Mittelpunkt der Welt, der Vorhof des Himmels!

Kirchenkalender.

- Sonntag, 5. Juli.** Fünfter Sonntag nach Pfingsten. Cyrillus, Bischof. Evangelium Matthäus 5, 20-24. Epistel: 1 Petrus 3, 8-15. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Heilige Kommunion für die Schulen an der Ader- und Lindenstraße. ● St. Martinus: Morgens 7/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Martinstraße. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche heilige Kommunion für den Marien-Verein.
- Montag, 6. Juli.** Isaias, Prophet. Soar, Priester † 575.
- Dienstag, 7. Juli.** Willibald, Bischof † 736.
- Mittwoch, 8. Juli.** Kilian, Bischof und Martyrer † 680.
- Donnerstag, 9. Juli.** Agilolph, Bischof † 717.
- Freitag, 10. Juli.** Felicitas mit ihren sieben Söhnen, Martyrer † 150. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 7/8 Uhr Kreuzweg.
- Sonntag, 11. Juli.** Pius I., Papst und Martyrer † 157.

Aber als nun Jesus in die himmlische Herrlichkeit wieder zurückgekehrt war, sollte da die Erde wieder veröden? Sollte auf die wenigen Tage der Freude wieder eine lange, düstere Nacht sich lagern über die Welt? Und wenn der greise Simeon einst seine Sehnsucht gestillt sah und im Uebermaß des Glückes ausrufen durfte: „Herr, nun laß meine Seele in Frieden scheiden, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen“ — wer stillt denn die Sehnsucht jener Millionen nach ihm? Was soll ihm werden, in deren Brust ebenso tief, ebenso mächtig, ebenso unvertilgbar dieselbe Sehnsucht sich geltend macht? Sollte der Gläubige des Neuen Bundes, des Bundes der Liebe und Gnade, in welchem „die Gnade und Menschenfreundlichkeit Jesu Christi erschienen ist“ (1. Tim. 3.) tatsächlich ärmer sein, als der ärmste Israelit, der einst pilgernde zur heiligen Stätte, wo im Allerheiligsten sein Gott thronte, dessen „Augen und Ohren dort offen waren jederzeit“? (2. Chronik. 7.) Mit einem Worte: Sollte der Neue Bund wirklich auf eine tiefere Stufe zurückinken, als jene war, auf welcher der Alte Bund gestanden hatte?

Die Geschichte Israels ist im Grunde nichts anderes, lieber Leser, als ein näher und näher Kommen der Gottheit, deren Glanz in einzelnen Strahlen durch das Dunkel leuchtet, die in den Propheten ihre Herolde sendet, bis der volle Tag anbricht, da „die Fülle der Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1, 14.) erscheint. Und das „ewige Wort“ ist nicht Fleisch geworden, um ein kurzes Menschenleben auf Erden zu wandeln und sie dann auf immer zu verlassen — nein! wir kennen bereits das trübliche Wort, das der Herr vor Seinem Scheiden an die betrübten Jünger richtete: „Ich lasse euch nicht als Waisen zurück“ — „Ich bleibe bei euch bis ans Ende der Welt!“

Er weilt also bei uns, lieber Leser, — zwar nicht in derselben Weise, wie Er einst mit Seinen Jüngern gewandelt, denn die Tage Seiner Erniedrigung sind vorüber. Als Mensch uns gleich in Allem, konnte Er nur auf Erden weilen, so lange das kurze Menschenleben währt: ein Leben durch die Jahrtausende Seiner Kirche wäre eine Erscheinung, die diesem „Uns in Allem gleich sein“, die dem Plane der Erlösung geradezu widerspräche. Er ist auch nicht gegenwärtig im Glanze Seiner Verkörperung; denn dann würde der Anblick Seiner ewigen Schönheit mit Uebermacht das Menschenherz zu Ihm hinziehen, wie ehedem auf Tabor; dann wäre für uns keine Versuchung des Zweifels, kein Kampf — aber auch keine Krone mehr. Er ist vielmehr gegenwärtig unter dem einfachsten, natürlichsten, allgemeinsten Gebilde der Erde, dem Symbole der Nahrung: Brot und Wein.

3.

Julius Moser.

Zum 100jähr. Geburtstag — 8. Juli —

Von Dr. R. Strein.

Daß widrige Lebensverhältnisse und ein tragisches Geschick die Entfaltung des Talentes nicht zu hemmen vermögen, ja, zu dessen Vertiefung und Abklärung viel beitragen können, dafür ist der als Novellist, Dramatiker und Lyriker gleich vorteilhaft bekannte Dichter Julius Moser, vor hundert Jahren (8. Juli 1803) als Sohn eines in beschränkten Verhältnissen lebenden Schulmeisters in Marieney im sächsischen Vogtlande geboren, das glänzendste Beispiel. Den ersten Unterricht erteilte ihm sein Vater, ein einsichtsvoller, lebhafter und mit gutem Humor begabter Mann, selbst, bis der vierzehnjährige, aufgeweckte Knabe das Gymnasium zu Plauen besuchen konnte, das er i. J. 1822 verließ, um sich in Jena dem Studium der Rechtswissenschaften zu widmen. Schon unter dem Zwange der Schuldisziplin zeigte sich Mosers künftige Eigenart, und nur ungern und mit

Widerstreben fügte sich sein Genies den starren Regeln. Zugleich versuchte sich der angehende Jüngling in Versen, die von metrischer Gewandtheit zeugten. Im Begriff, nach Leipzig zur Fortsetzung seiner Studien überzusiedeln, verlor er seinen Vater. Das war ein harter Schlag für die ohnehin mit zeitlichen Gütern nicht gesegnete Schulmeistersfamilie. Die Mutter verzog mit ihren vier noch unverorgten Kindern nach dem Städtchen Delsnik, und der junge Rechtsbesessene war ganz auf sich selbst gestellt. In Fortsetzung der Studien konnte er zunächst nicht denken. Aber die holde Muse ließ ihren begeisterten Jünger nicht im Stich. Ein von Goethe mit dem ersten Preise ausgezeichnetes Festgedicht, sowie die Beteiligung an der Herausgabe von Rosengartens lyrischen Dichtungen mußten ihm die Mittel gewähren, nicht nur vorläufig sein Leben zu fristen, sondern auch — man höre und staune! — eine Reise nach Tirol und Italien zu unternehmen. Dieser zweijährige Aufenthalt im gepriesenen Dorado der Kunst wirkte ungemein befruchtend und läuternd auf Mosers Gemüt, und wenn er auch nach seiner Rückkehr in die nordische Heimat darauf angewiesen war, durch Fortsetzung und Abschluß seines Brotstudiums an einen bürgerlichen Erwerb zu denken, so verraten doch alle seine reiferen Dichtungen die Schule Italiens. In Leipzig zunächst vollendete er, unterstützt von hochherzigen Gönnern, seine Studien und bestand sein erstes Examen mit der ersten Note (1828). Hierauf arbeitete er zunächst drei Jahre lang beim Advokaten Schweinich in Markneukirchen, ward im Herbst 1831 Aktuar beim damaligen Patrimonialgerichte in Köhren und ließ sich i. J. 1834 als Advokat in Dresden nieder. Die hier verlebten zehn Jahre waren die glücklichsten seines Lebens, freilich immerhin nur eine kurze Spanne Zeit in einem 61 Jahre währenden Leben, von dem reichlich 20 Jahre einem unheilbaren, quälenden Siechtum angehörten. Häusliches Glück, der anregende Umgang mit geistbegabten, gleichveranlagten Männern wie Nietzsche, Zick, S. Brochhaus, E. v. Brunnow, A. Peters, K. Förster u. a., die berühmte Gemälde-Galerie, eine vorzügliche Bühne und nicht zuletzt die reizvolle Naturumgebung, die Elb-Flora zu einer köstlichen Perle im Kranze der deutschen Städte macht — das alles trug dazu bei, den Dichter, der nebenher seinen praktischen Beruf nicht verabsäumte, innerlich zu reifen und der Vollendung näher zu bringen. Ramentlich suchte er auf novellistischem und dramatischem Gebiete seine Ideale zu verwirklichen, während die Lyrik ihm gewissermaßen Erholung war. Eine hohe Anerkennung seines künstlerischen Schaffens war die Ueberweisung des Doktor-Diploms seitens der philosophischen Fakultät in Jena (1840). Durch Adolf Stahr's Vermittelung, der damals Konrektor am Oldenburger Gymnasium war, wurde unser Dichter i. J. 1844 vom Großherzoge von Oldenburg zum Dramaturgen an dessen Hofbühne berufen und zugleich zum Hofrat ernannt. Mit glühender Begeisterung und rastlosem Eifer nahm Moser seine neue Tätigkeit auf. Sah er sich doch jetzt gerade im besten Mannesalter am Ziel seiner längst gehegten Wünsche: in einer Stellung, die in gewisser Hinsicht frei und unabhängig, ganz der Pflege der hohen Kunst geweiht war und in der ihn die graue Sorge um das tägliche Brot an der Entfaltung der geistigen Schwingen nicht hinderte. Und nun das tragische Geschick! Schon zwei Jahre später, 1846, stellten sich drohend und schmerzlich die Vorboten jenes entsetzlichen Leidens ein, das, sich allmählich verschlimmernd, zuletzt in völlige Lähmung überging, ihn des Gebrauches der Glieder beraubte und ihm sogar das Sprechen zur Qual machte. Dabei blieb sein Geist frisch und rege, und mit herzlicher Begeisterung nahm er an allem teil, was das Vaterland bewegte. Ja, er fand, ans Bett gefesselt, noch die Kraft und Freude, die hundert-

jährigen Gedenktag der Geburt Schillers (1859) und Fichtes (1862) in tiefgefühlten Gedichten zu feiern und den Tod Arndts (1860) und Uhlands (1862) zu beklagen. Am 10. Oktober 1867 erlitt ein sanfter Tod den Dulder von seinem Leiden.

Das traurige Geschick des edeln Dichters erweckte allgemeinste Teilnahme, und diese ermöglichte es, eine Gesamtausgabe seiner Werke herauszugeben, die acht Bände umfaßt. Wie bereits erwähnt, ist Moser vor allem als Epiker und hier wieder als Novellist bemerkenswert. Pracht und Schwung der poetischen Bilder, eine großartige historische Anschauung und eine edle Sprache zeichnen ihn aus, wenn auch die Neigung zu philosophischer Reflexion zuweilen ermüdend wirkt. Das erste epische Gedicht war „Das Lied vom Ritter Bahn“ (1831) die freie Ausgestaltung einer uralten, italienischen Sage; dann folgte einen größeren Anlauf nehmend, sein „Uhasver“, ferner die Novellen „Georg Venlot“, der historisch-politische Roman „Der Kongreß vor Verona“, das frische, stimmungsvolle Novellenbuch „Bilder im Moose“, das Meisterstück voll idyllischen Hauches und zartester Färbung enthält, u. a. m. Unter seinen Dramen sind „Heinrich der Finkler“, „Cola Rienzi“, „Kaiser Otto III.“, „Don Johann von Desferreich“, „Herzog Bernhard“, „Der Sohn des Fürsten“ u. a. zu nennen. Freilich überwiegt in allen diesen das rhetorische Element die dramatische Haltung und macht sie eher zu Lesedramen als zur Aufführung geeignet. Dies war unverkennbar dem Einflusse der jungdeutschen Periode zuzuschreiben, dem er sich nicht ganz zu entziehen vermochte. Von Mosers Balladen und Liedern sind eine ganze Anzahl vollständig geworden. Hier zeigt sich der Dichter als feinsüßlicher Beobachter des geheimsten Naturlebens sowohl, wie des menschlichen Empfindens, der in klangvollen Akkorden ausstößt, was sein Innerstes bewegt. Dabei bleibt Moser stets ernst und würdevoll, und ein leiser Klagen, der elegisch seine Poesien durchzittert, macht sie noch anziehender. Viele derselben wurden in Musik gesetzt und gehören zu den Perlen unserer besten Anthologien. Wer kennt nicht seine Balladen „Andreas Hofer“: „Zu Mantua in Banden“, „Die letzten zehn vom vierten Regiment“: „Zu Warschau schwuren tausend auf den Anien“, vor allem den „Trompeter an der Raibach“: „Von Wunden ganz bedeckt“ u. a. Sinnig sind die Kreuzschnabel-Regenden, deren eine von dem wunderbaren Vogel erzählt:

„Als der Heiland litt am Kreuze,
Simmelwärts den Blick gewandt,
Fühlte er heimlich sanftes Zuden
An der stahlurchbohrten Hand.

Hier von allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemüh'n
An dem einem starken Nagel
Ein barmherzig Wöglein ziehn.

Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Wächt' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrein.

Und der Heiland spricht in Milde:
Sei gesegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieser Stunde
Ewig, Blut und Kreuzeszier!

Kreuzeschnabel heißt das Wöglein:
Ganz bedeckt von Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.“

Auch im einfachen, schlichten Liede trifft Moser zuweilen den rechten Ton, so z. B. im „Frühlingslied“:

„Was ist das für ein Ahnen
So heimlich sah in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus, heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft
Heraus, heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!“ u. s. w.

Die Natur ist ihm innig vertraut, dem Walde lauscht er seine verschwiegensten Ge-

heimnisse ab, und die stumme, vernunftlose Kreatur wird ihm zur Dolmetscherin seligster Gedanken. Selbst in der Ferne zieht es ihn zur deutschen Waldesheimat („Aus der Fremde“):

„Wo auf hohen Tannenwippen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstoßen sitzen,
Weiß und rot die Koose blühen:
Zu der Heimat in der Ferne
Bög' ich heute noch so gerne.
Wo ins Silber frischer Wellen
Schant die Sonne hoch hinein,
Spielen heimliche Forellen
In der Erden grünem Schein:
Zu der Heimat“ u. s. w.

Man hat Rosen nicht mit Unrecht den „sächsischen Umland“ genannt. Denn wenn seine Dramen und Novellen vielleicht nur noch literarhistorischen Wert haben werden, werden manche seiner Balladen und Lieder Gemeingut des Volkes bleiben. Und das tragische Geschick ihres Verfassers sorgt dafür, daß dieser auch dem Herzen nahe bleibt.

In die Sommerfrische.

Humoreske von Arth. v. Main.

Karl Friedrich Haußmann pustete — denn erstlich war es sehr schwül und zweitens war er sehr wütend. Walpurga nämlich, seine Gattin, hatte es mit den Nerven.

„Wie ist dees wohl mögli“, hatte er getwert, nachdem ihm der Arzt eine diesbezügliche Mitteilung gemacht hatte, „a zur Kub g'setzte Mehrgersgattin und — Nerven! Dees gett net!“

Und es ging doch. Walpurga konnte es nicht vertragen, dies zur Ruhe gesetzt sein, sie war es gewohnt, im Hause herumzuhäuten und herumzuregieren — und nun das Stillstehen!

„Dees kannm'r net!“

Und so hatte der Hausarzt verordnet, daß Bier und den Wein zu meiden und einen Luftort aufzusuchen. Da nun auch das Töchterchen, Barbara (oder wie sie immer genannt wurde: Die Babett (mit dem Ton auf dem a) stark bleichsüchtig war, so hatte ihnen beiden der Arzt einen Luftort verschrieben. Vater Karl Friedrich hatte vom Arzte die wohlwollende Weisung erhalten, wegen seiner immer zunehmenden Leibesfülle mitzureisen — und Karl Friedrich Haußmann sollte das Bier meiden und den Wein — ein Zustand, von dem er sich nur in seinen allerbösesten Träumen einen schwachen Begriff zu machen vermochte. Apfelsaft sollte er trinken — laufen sollte er — vormittags zwei Stunden und nachmittags zwei Stunden und dann Ruhe — Ruhe! Er hätte solches Anfinnen am liebsten als persönliche Beleidigung mit Entrüstung von sich gewiesen — allein dann drohte ihm Karlsbad, und das war für ihn der Inbegriff alles Schredlichen.

Nun standen die gepackten Kisten, Koffer, Handtaschen und Hutschachteln zu einem Berge aufgeschichtet, Frau Walpurga revidierte zum so und so vielsten Male die Schränke der Schränke, Schiebläden usw. und gab wieder und wieder der Frau Schönlein, der „Hausmeisterin“, Anweisung, wie sie lüften, reinigen und aufpassen sollte. Denn die „Villa Haußmann“ lag, von allen vier Seiten zugänglich, im vornehmen Pleicher-Clacis

Endlich, nachdem Babett den letzten Druckknopf ihres rotbraunen Handschuhs zugetupft hatte, ging es los. Ein Dienstmann und der Kutscher, der vor dem Gartentor haltenden Droschke, schafften mit nervigen Armen das Gepäc in den Wagen. Draußen war es, wie bemerkt, fürchterlich schwül. Wochenlang hatte die Julisonne auf die glühende Erde niedergebrannt und so sehr die Kornbauern klagten so

sehr freuten sich die Häcker (Winzer), daß der Juli ordentlich „kochte und briet“, waren doch die Aussichten auf eine gute Les' (Ernte) und einen würzigen Heurigen dadurch die allerbesten. Nun waren heute die ersten Tropfen gefallen, aber sie verdampften buchstäblich auf der ausgedörrten, durchglühnten Erde und die Luft war von warmem Wasserdampf erfüllt, der Regen selber kein kühlendes Raß, sondern eine lauwarme Flüssigkeit. Man hatte die Empfindung, als befände man sich in einem Treibhause, und der Schweiß tropfte den geplagten Erdennägern aus allen Poren des Körpers.

Die Fahrt in der Droschke war für Herrn Carl Friedrich Haußmann eine Dual, er schwitzte und murmelte Unverständliches zwischen den wulstigen Lippen. Mühsam entstieg er am Bahnhof der Droschke und forderie drei Billets nach Fichterplatte. Es hatte lange gedauert, bis es ihm möglich gewesen war, an's Billetschalter zu gelangen. Nun sah ihn der Beamte verdutzt an — endlich erklärte er Herrn Carl Friedrich, daß es das nicht gäbe. Nun wurde er rabiat und wies sein Fahrplan buch vor. Da befand sich der Beamte und erklärte ihm, daß er bis dahin keine direkten Fahrarten bekommen könne. Er müsse vielmehr bis Heiligenstein nehmen — dort habe er —

„No — i woah!“ rief Herr Carl Friedrich ungeduldig — „a Stunden hab' i da Aufenthalt — und nu gebn's die Billets.“ — Es drängte sich eine ungeduldige Menge hinter ihm, die in der Hitze dicht zusammengedrückt nach dem Schalter strebte. Eingekleidet in drangvoll fürchterlicher Enge, wurden sie ebenfalls rabiat und machten ihren Gefühlen durch Worte und Taten Luft. Endlich hatte er seine Fahrarten, endlich hatte ihm der Beamte unter Verwünschungen auf seinen Fünfsigmarthstein herausgegeben und er flog förmlich nach der Seite hinaus, an der „Ausgang“ geschrieben stand.

Am Gepätschalter eine ähnliche Szene; er schalt auf seine Frau, die soviel Gepäc mitgenommen hatte, daß er dafür schier ebenso viel bezahlen mußte, wie für die Fahrarten. Nicht minder schwierig war die Sache am Durchgang zum Bahnsteig, und den Gipfel erreichte die Dual, als Haußmann's den Zug besteigen wollten. Carl Friedrich voran, die Seinen hinterher, lief man die schmalen Gänge entlang und blüde in's erste Abteil — besetzt — das zweite — dito, das dritte — aha, Gott sei Dank, drei Plätze. Aber als Carl Friedrich seine Riesengur durch die Tür schieben wollte, da sprang eine dünne Engländerin empor und rief:

„O — please! All engaged!“

Carl Friedrich verstand die Worte zwar nicht — allein aus der bezeichnenden, sie begleitenden Handbewegung ersah er doch, daß alles besetzt sei. Mit einer leisen Verwünschung wandte er sich um und trat dabei einem kaum weniger beleibten Herrn, der hinter ihm nachgedrängt war, auf die Leichdörner, sodas dieser aufschrie:

„Nu — Herrjemersch — wenn Se Landbarden machen wollen, denn suchen Se sich andre Seiten ihre Beene aus!“

„A was — drängens net so, dees is a Biecherel!“

Als man sich endlich an einander vorbeigewängt hatte, lief Carl Friedrich Haußmann pustend und keuchend, als sei er selber die Lokomotive, die den ganzen Tag ziehen sollte, den engen Korridor weiter und — endlich — endlich, fand er im letzten Abteil des letzten Wagens leere Plätze — vermutlich wollte dort niemand sitzen.

„D mei' —“ stöhnte er, „jezt is's gefehlt — seekrank wird man, an anderer Zug fährt hinter ein — wenn's a Unglück gibt und —“

„Nee — heeren Se, Männeken“, rief da ein hübscher, junger Mann, der sich einen der Fensterplätze gesichert hatte, „er wird doch nich — bes' jibi sonst Fettflede.“

Herr Carl Friedrich Haußmann verstand nicht „preußisch“, aber er ahnte doch, daß man ihn anulten wollte. Deshalb fuhr er gereizt auf:

„Wissen's, wann's mi narren woll'n, na gehn S'ein! Merten S' Jhne dees!“

„Na, na — immer jemütl'ich, verstehen Sie denn jar keenen Spas?“

Carl Friedrich Haußmann würdigte ihn keiner Antwort und setzte sich brummend auf den Platz am Korridor, den nächsten Platz, den mittleren, während Babett dem hübschen, jungen Manne gegenüber den Fensterplatz einnahm, den sie sich ausgeben hatte, um hinaussehen zu können. Da ertönte eine Stimme am Eingang.

„Nu Härjemersch — nu hören Se, sähen Se — nu gom'n m'r doch zusammen!“

Wutentbrannt schloß Carl Friedrich die Augen, um so mehr, als eine kleine, fette Dame hereingestürzt kam und sich ihm gegenüber setzte, während der gemütliche Sachse Frau Walpurga gegenüber saß. Sie sprach sofort mit sehr großer Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit auf ihn ein, mit einem fremden Akzent, sodas Carl Friedrich nicht viel von dem begriff, was sie ihm erzählte. Er ließ ab und zu ein unwilliges Anurren hören, was sie wohl als eine Antwort nahm und darum den Strom ihrer Rede weiterplätschern ließ.

Ein Pfiff und der „Schwifkasten“, wie Carl Friedrich den Wagen wutentbrannt nannte, setzte sich in Bewegung. Am Fenster entspann sich eine lebhafte Unterhaltung zwischen dem hübschen, jungen Manne und Babett, d. h. zuerst sprach er allein und endlich, nach und nach reagierte sie. Er bot ihr seinen Bädeder an, seinen Operngucker und zuletzt sogar Bonbons. Das Fenster konnte man nicht öffnen, weil der Regen inzwischen begonnen hatte, in Strömen nieder zu gießen. Frau Walpurga schob wütende Blicke nach dem Paare. Ihr paßte das garnicht, denn sie hatte unter den vorgeschlagenen Kurorten Fichterplatte ausgewählt, weil sie wußte, daß dort Dr. Steinhäger, der junge Gymnasialoberlehrer, seine Ferien zubringen wollte. Dr. Steinhäger hatte vor einigen Jahren als Student bei Carl Friedrich Haußmann als Chambregarnist gewohnt, sie hatte ihn als sehr soliden Menschen kennen gelernt, der zwar ohne Vermögen war, aber mit dem Plane sich trug, zwar vorläufig seine Stellung beizubehalten, aber sich dabei als Privatdozent zu habilitieren. Na und Babett Frau Professorin — und nun kam da so ein Kerl, ein hergelaufener —

Doch sie kam nicht dazu, ihren wütenden Gedanken nachzuhängen, denn der gemütliche Sachse redete seinerseits auf sie ein und überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten, sodas Carl Friedrich wütend war, und ohne Zweifel noch wütender gewesen wäre, wenn ihn die kleine Dame nicht in Anspruch genommen hätte. — Indes ging die Fahrt immer weiter durch's regnerische Gebirge und der erste Tunnel kam. Da — als die Finsternis am dicksten war, erschallte plötzlich ein lauter Ruß und — ein leiser Schrei aus drei weiblichen Kehlen. Als es wieder hell wurde, betrachtete Walpurga Mann und Tochter argwöhnisch und Carl Friedrich Frau und Tochter ebenso. Die dicke Dame, der Sachse und Barbara sahen maßlos erstaunt aus und nur der junge Mann war der einzige Unbefangene. Die Fahrt wurde nun ungemütl'ich, denn Herr und Frau Haußmann unterbrachen einander beständig in der Unterhaltung mit ihren Gegenseitern und hatten auch Babett jeden

Augenblick etwas zu fragen. Nach einer halben Stunde stieg der junge Mann aus. Auf dem Trittbrett wandte er sich um und rief ins Coup zurück:

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften, den Scherz — ich hatte meine eigene Hand geküßt!“
Allgemeine Erregung, aber der Saufeswind war weg.

In Hohenstein wurde man, da die Einfahrt nicht überdacht war, auf dem kurzen Wege von dem Abteil bis zum Wartesaal durch und durch naß und verbrachte eine langweilige Stunde — aber in dem Lokalzug, in dem man noch anderthalb Stunden bis Fichterplatte zu fahren hatte, spottete das Gedränge aller Beschreibung — und als man in Fichterplatte antam, ging das Glend erst an. — In keinem Hotel — in keinem Privathaus war ein einziges Zimmer — alles überfüllt. — Da — Frau Walpurga wünschte in D hnmacht zu fallen, kam er daher, der Dr. Steinhäger — leicht kenntlich an dem blassen, geistvollen Gesicht — eine schöne, junge Dame an seinem Arm.

„Meine Braut —“ stellte er vor, nachdem er sie freudig begrüßt hatte, „es ist ganz schnell gekommen, erst gestern. Sie reist nun mit ihren Eltern — Fabrikbesitzer in Nürnberg, heute noch ab. Aussteuer usw. — Sie verstehen, denn in sechs Wochen wird geheiratet. — Uebrigens — an Ihren misshutigen Gesichtern sehe ich, Sie haben noch kein Unterkommen. Vielleicht ist Ihnen mit den beiden Zimmern meiner Schwiegereltern gebietet — Hotel Prinz Ludwig!“

Nach 14 Tagen verließen die Hausmann's Fichterplatte wieder, verärgert und weit nervöser und blutärmer als vorher.

Auriers.

Eine lustige Geschichte von Paul Bliz.

Da der Sommer bisher kalt und regnerisch gewesen war und erst der Spätsommer die ersten schönen sonnigen Tage brachte, so entschloß sich Frau Bertram, jetzt noch eine Erholungsreise zu machen; sie war Witwe, aber jung und stattlich; zwar hatte sie sich wieder verlobt, dennoch aber blieb sie eigene Herrin ihrer Entschlüsse und verlangte von ihrem Zukünftigen, daß er sich ihren Wünschen füge.

Und dieser Zukünftige war klug genug, der stattlichen und sehr wohlhabenden Braut vorerst in fast allen Dingen nachzugeben.

Als nun die junge Witwe ihrem Verlobten den Reiseplan kundgab, erwiderte Herr Waldemar lächelnd: „Aber natürlich, mein Schatz, reise getroßt! Ein wenig Erholung kann Dir nur dienlich sein!“

Drei Tage später reiste Frau Bertram nach Thüringen. Natürlich war Herr Waldemar am Bahnhof, und es gab ein überaus herzliches Abschiednehmen. Schon als der Zug zur Halle hinausgefahren war, stand der betäubte Bräutigam noch immer mit dem Taschentuch winkend da, und erst als die Entfernung zu groß wurde und er nichts mehr sehen konnte, da verließ er den Perron; nun aber atmete er auf und dachte: nach einem so ereignisreichen Abschied muß man sich doch ein wenig stärken! Und so ging er in die nächste Kneipe.

Kaum hatte er an einem Tisch sich niedergelassen, als ein alter Herr eintrat und sich — da nicht viel Platz mehr frei war — mit an seinen Tisch setzte.

Nach einigen Augenblicken bereits begann der alte Herr die Unterhaltung: „Sie haben wohl soeben Ihrer Gattin das Geleit gegeben, nicht wahr? Ich sah nämlich Ihren herzlichen Abschied.“

„Nein, die Dame ist meine Verlobte,“ antwortete Herr Waldemar ein wenig zurückhaltend.

„Ah, Baron! Ich habe nämlich meine Frau begleitet, die auf vier Wochen nach Tabor geht, und da glaubte ich, daß auch Sie so ein unglücklicher Strohwitwer seien!“

Lächelnd meinte Herr Waldemar: „Nun, so halb und halb bin ich es ja doch auch.“

Worauf der Alte heiter das Glas ergriff, sich als Sernow vorstellte, und rief: „Also ich denke, wir stärken uns gemeinsam, um über das erste Leid der Trennungstunden hinweg zu kommen, — prosit!“

Hell klangen die Gläser aneinander.

Nach einem Weilschen sagte der Alte: „Wissen Sie, eigentlich ist so ein Strohwitwer doch nur zu bedauern!“

Fragend sah der andere auf.

„Nun ja! Denn so lustig und heutigartig, wie man sich so einen frei gelassenen Ehemann immer vorstellt, ist er gar nicht; wenigstens die meisten Männer sind nicht so; im Gegenteil, während der Abwesenheit der Frau müssen sie manche ihrer Bequemlichkeiten opfern. Diese Freiheit wiegt doch die Entbehrungen kaum auf, und wenn man erst in meine Jahre kommt, dann lernt man Ruhe und Bequemlichkeit schätzen.“

„Ah, so alt hätte ich Sie nicht geschätzt.“

„Ich bin fünfundfünfzig.“

„Nun also, in den besten Jahren!“

„Die liegen hinter mir!“

„Na, na, so schlimm wird es wohl nicht sein! Ihre Augen wenigstens blicken noch lustig genug drein.“

Heiter und klug sah der Alte ihn an, dann erwiderte er schmunzelnd: „Nun, wenn schon ich alles Vorhergesagte aufrecht erhalte, so bin ich deshalb doch noch kein sogenannter Trauerkloß.“

„Sehen Sie, das meine ich auch! Und zum Beweis dafür geben Sie mir die Ehre, jetzt noch eine Flasche mit mir zu trinken.“ — schnell winkte Herr Waldemar den Kellner heran und schon in der nächsten Minute war die neue Flasche da.

Als man mitten im flotten Trinken war, meinte der Alte: „Na und Sie werden sich nun die paar Wochen Freiheit wohl zu Gemüte ziehen, nicht wahr?“

Da lächelte Herr Waldemar ein wenig selbstgefällig und antwortete: „Nun ja, warum auch nicht?“

Der Alte sah ihn an, nickte auch, dann hob er sein Glas und trank bedächtig aus.

Bald darauf trennte man sich mit einem „Auf Wiedersehen!“

* * *

Die beiden Flaschen Radesheimer hatten genügt, den Trennungsschmerz Herrn Waldemars hinweg zu spülen. Schon am nächsten Tage zog er sich flott und elegant an, steckte eine Blume ins Knopfloch und den Verlobungsring in die Westentasche, und nun ging's los, nach dem bewußten „Blümchen“, das da einsam und versteckt irgendwo harrete, zu suchen.

Mitten im Trubel des zoologischen Gartens fand er ein liebreizendes junges Mädchen, dessen Augen ihn fesselten.

Keck und frisch stieg er ihr nach.

Die Kleine verließ sehr bald die dicht belebte große Allee und promenierte da ganz einsam und allein durch mehrere Seitenwege, bis sie zu einer Bank am neuen Geflügelhaus kam, auf die sie sich setzte.

Immer war Herr Waldemar der schlanken Gestalt gefolgt, und mit jedem Augenblick entzückte ihn die Kleine mehr und mehr, denn etwas so lieblich graziöses hatte er seit langem nicht gesehen. Als er die Bank erreicht hatte, war er zum Angriff entschlossen.

„Gestatten Sie, meine Gnädigste, daß ich hier Platz nehmen darf?“ Mit höflichem Gruß trat er näher.

Die Kleine sah ihn ein wenig erstaunt, aber

mit neckischem Lächeln an, dann antwortete sie: „Bitte, ich habe hier nichts zu erlauben.“

Und er setzte sich. Er sah sie an, unausgesetzt, bis sie ein kleines Buch heraus zog und zu lesen anfang, um sich seinen Blicken zu entziehen.

Endlich begann er: „Wenn gnädiges Fräulein hier jemand erwarten, bitte ich nur um eine Andeutung, ich verschwinde dann sofort.“

Wieder sah sie ihn heiter an: „Sie stören mich durchaus nicht. Wenn aber Sie jemand hier erwarten, und ich also stören sollte, dann bitte, sagen Sie es nur, dann gehe ich à tempo.“

„Um des Himmels Willen, bleiben Sie, gnädiges Fräulein! Ihre Wege kam ich ja nur hierher!“ rief er nun begeistert.

„Neinetwegen?“

„Ja, meine Gnädigste!“ Sie haben es mir angetan! Ich bete Sie an!“

Nun lachte sie laut auf. „Ich kam, ich sah, ich siegte! — So was ist mir selbst in Berlin noch nicht passiert! — Wollen Sie mich gleich entführen? Oder wollen Sie erst mit meinem Vater sprechen?“

Ihre burleske Heiterkeit machte ihn einen Augenblick sprachlos. Endlich sammelte er sich und begann den Angriff: „Sie glauben meinen Worten nicht, mein gnädiges Fräulein?“

„Nein!“ lachte sie herzlich auf.

„Und warum nicht?“

„Weil Sie ja schon verlobt sind! Da, an Ihrer linken Hand sehe ich ja die Spur des Ringes, den Sie vermutlich in der Westentasche haben werden!“

Verblüfft sah er erst den Ringfinger, dann das junge Mädchen an, dann stotterte er ein paar Worte hervor, die nicht genau zu verstehen waren.

Das kleine Fräulein aber sprach nun mit erhobener Stimme: „Ja, wenn Sie aber wirklich verlobt sind, wie konnten Sie sich dann erlauben, mir derartige Sachen zu sagen?“

Nun schwand ihm das letzte Restchen von Geistesgegenwart, er stotterte wieder etwas Unverständliches und wollte sich so schnell als möglich empfehlen.

Aber siehe, da kam ein Herr des Wegs daher, und dieser Herr war Sernow, der alte Bekannte aus der Weinkneipe.

Und da jubelte die Kleine auf: „Ah, Papachen, Du kommst gerade zur rechten Zeit, — dieser Herr hat mir eben einen regelrechten Liebesantrag gemacht!“

Die Herren erkannten sich sofort. Und während der Alte lächelnd drohte, empfahl sich Herr Waldemar unter erneuten Entschuldigungen.

Am nächsten Tage, ganz unerwartet, kam Frau Witwe Bertram bereits von der Reise zurück, — einen Grund dafür gab sie gar nicht erst an.

Über einen Monat später schon stand das Paar vor dem Altar.

Die junge Frau fand, daß es so besser sei, damit der Mann sich nicht zu viel allein überlassen wäre. —

Viel später erst, als sie lange schon verheiratet waren, erfuhr Herr Waldemar erst, daß dieser alte Herr Sernow ein langjähriger Freund ihres Hauses war und daß er den Auftrag bekommen hatte, ihn damals in der freien Zeit zu beaufsichtigen.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Citatenträtsel: Es irrt der Mensch, so lang er strebt.

Reithmograph: Kapuziner, Aya, Barana, Urcania, Jara, Irene, Niza, Enzian, Kupie.

Buchstabenrätsel: Vord, Nord, Lord.

Pier silbige Charade: Mittelalter.